

tums der Reichseinigungs-, Reichsgründungs- und frühwilhelminischen Zeit wird hier auf die Geschlechterdifferenz innerhalb der Stadt Leipzig reduziert. Aus der Sicht der *minority studies* ist auch das ein verengender Rigorismus, bleiben doch neben der ‚doing gender‘-Perspektive auf die Quellen andere fragmentierende Praktiken wie ‚doing ethnicity‘, ‚doing race‘, ‚doing religion‘ oder ‚doing age‘ unberücksichtigt. Lässt man derlei Monita außer Acht und begnügt sich mit dem Differenzierungsansatz ‚Geschlecht‘, wird man der die einschlägige Literatur überblickenden Autorin in ihrer souveränen Formulierung zustimmen müssen: Weil ähnliche Arbeiten für vergleichbare Kommunen nicht vorliegen, „kann diese Studie als Pionierarbeit für den deutschsprachigen Raum gelten“ (S. 301).

Was sind die Ergebnisse? Zunächst einmal die Einsicht, dass der bürgerliche Alltag durch materielle Güter und Besitz geprägt war, die Bürgerlichkeit eigentlich erst ermöglichten (S. 19). Die Arbeit untersucht den materiellen und den symbolischen Wert des Erbens. Spannend und detailtief sind dabei etwa – *pars pro toto* – die Abschnitte über das Vererben von Mahagoni-Möbeln (S. 258-268) oder von Schmuck (S. 270-282). Hier wie besonders auch in den Tabellen im Anhang (S. 348-360) zeigt sich die Analysetiefe. Alle Details des in fünf Kapiteln (Eigentums- und Erbrechte, S. 43-82; Eigentums- und Geschlechtervorstellungen, S. 83-107; Bürgerliche Lebensverhältnisse und Vermögenstransfers, S. 108-156; Bürgerlicher Wertetransfer und erbrechtliche Vermögensverteilung, S. 157-234; Verfügungsrechte und Zuteilung materieller Vermögensbestandteile, S. 235-283) schlüssig dargebotenen, SPSS-codierten Datenmaterials zu referieren, ist hier nicht der Ort. Eine schönere Aufmachung (von Ausstattung sprechen bei Dissertations-Paperbacks ohnehin nur noch Nostalgiker) mit veranschaulichenden Abbildungen aus dem bürgerlichen Leben hätte dem Band ebenso gut getan wie eine gediegenere Präsentation der Tabellen im Anhang. In dieser Nüchternheit des Bandes zeigt sich, wie groß die Distanz zu den bürgerlichen Formen des ausgehenden 19. Jahrhunderts selbst bei Bürgertumsforschern ist.

Friedrichsruh/Hamburg

Ulf Morgenstern

HORST DIETER SCHLOSSER, Sprache unterm Hakenkreuz. Eine andere Geschichte des Nationalsozialismus, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2013. – 423 S., geb. (ISBN: 978-3-412-21023-6, Preis: 34,90 €).

Der Darstellung der pragmatischen Aspekte von Sprache – die Abhängigkeit sprachlicher Bedeutungen von ihrer Verwendung in konkreten Kontexten – ist es, was der Germanist Horst Dieter Schlosser, Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache und Initiator der Sprachkritikaktion „Unwort des Jahres“, verfolgt. Konkret betrachtet er die Sprache und die Verwendung bestimmter Formulierungen in der Zeit des Nationalsozialismus. Schlosser sieht die „nationalsozialistische Sprache“ als ein weiteres Mittel der Diktaturdurchsetzung: „Die Herrschaft von Diktaturen beruht selbstverständlich auf physischer Gewalt, die gegen jeden eingesetzt wird, der diese Herrschaft gefährdet oder gefährden könnte. [Doch] reicht physische Gewalt [...] allein nicht aus. Gerade in einer solchen Zeit müssen sprachliche Mittel eingesetzt werden, um den Herrschaftsanspruch nicht vorzeitig aufzugeben. Diktaturen sind nie sprachlos“ (S. 9). Für Schlosser haben die Sprache und ihre Verwendung in den historischen und sozialwissenschaftlichen Fächern bisher zu wenig Beachtung gefunden, obwohl die Untersuchung von Sprache eine Voraussetzung für die Untersuchung der ideologischen Beeinflussung der Bevölkerung ist, denn sie spiegelt „allgemein verbreitete Denkbilder“ wider (ebd.) – was sie nicht nur zu einem linguistischen, sondern vor

allem zu einem sozialen Phänomen macht. So waren bestimmte Denkmuster wie die der „Rassenreinheit“ weit verbreitet, wie Schlosser an einer Sprachglosse Kurt Tucholskys von 1930 zeigt, in der dieser die „Reinheit der Sprache“ mit der der „Rasse“ vergleicht (S. 19).

Als allgemeine Merkmale des Sprachgebrauchs im Nationalsozialismus stellt Schlosser deren Reduziertheit, das heißt eine „semantische Engführung“ (S. 11), die verbale Verschleierung, z. B. durch Euphemismen, und dessen ausgrenzende Tendenzen fest.

Der Aufbau des Buches folgt der Chronologie der Ereignisse zwischen 1933 und 1945, wobei innerhalb der Kapitel auch auf die Vorläufer des nationalsozialistischen Sprachgebrauchs eingegangen wird. Da der Autor diesen chronologischen Aufbau auch mit einer thematischen Strukturierung (z. B. Kapitel 10: „Erbkranke“ und „unproduktive“ Menschen – Zwangssterilisation und Euthanasie-Morde; Kapitel 11: „Die ‚jüdische Gegenrasse‘ und die ‚Endlösung‘“; Kapitel 12: „Der Weg in einen ‚uns aufgezwungenen Krieg‘“) koppelt, ermöglicht diese Art der Gliederung eine relativ gute Orientierung im Buch. Leider fehlen ein Personen- und ein Schlagwortregister, die den Gebrauchswert auf jeden Fall erhöht hätten.

Aber schildert Schlosser tatsächlich das, was er eine „andere Geschichte des Nationalsozialismus“ nennt? Es ist zunächst einmal nichts Neues, was er hier vorlegt. Vielmehr liefert er eine Synopse von Erkenntnissen und Studien zur „Sprache unterm Hakenkreuz“, zur nationalsozialistischen Symbol- und Medienpolitik sowie ihrer Vorläufer. Dass dabei einige einschlägige Arbeiten fehlen, z. B. Norbert Freis „Macht ergreifung“ (1983) oder Klaus Theweleits „Männerphantasien“ (1977), fällt zumindest auf. Schlossers Buch schildert keine „andere“ Geschichte, denn die Analyse nationalsozialistischer Symbole und Sprache gehören mindestens seit Theweleit zum Untersuchungsrepertoire der NS-Geschichte. Er kann auch gar keine „andere“ Geschichte erzählen, weil der Symbol- und Sprachgebrauch der Nationalsozialisten ebenso wie der Terror oder der Antisemitismus untrennbar verbunden sind. Was Schlossers Werk schafft, ist, zum Nachdenken über den Gebrauch von Sprache sowie über die Herkunft bestimmter Begriffe und Formulierungen anzuregen. Für Historiker und Sozialwissenschaftler ist es somit eine gute Einführung und Zusammenfassung des Themas.

Dresden

Nadine Kulbe

Fremde – Heimat – Sachsen. Neubauernfamilien in der Nachkriegszeit, hrsg. von IRA SPIEKER/SÖNKE FRIEDREICH, Sax-Verlag, Beucha/Markkleeberg 2014. – 408 S., 71 Abb., brosch. (ISBN: 978-3-86729-127-9, Preis: 19,80 €).

Beim Obertitel des anzuzeigenden Bandes ist man zunächst geneigt, ihn für einen Beitrag zur aktuellen Flüchtlingsproblematik zu halten. Indes macht er deutlich, wie Migration als historischer Prozess über die Jahrhunderte hinweg zu den Konstanten (nicht nur) sächsischer Geschichte gehört. Im konkreten Fall untersuchte ein Forschungsprojekt des Bereichs Volkskunde am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde die gesellschaftliche Gruppe jener 7 000 sogenannten Neubauern, die sich in Sachsen nach der Bodenreform des Jahres 1945 aus dem Kreis der etwa eine Million in die Region gelangten Flüchtlinge und Vertriebene – offiziell zunächst „Umsiedler“, dann „Neubürger“ genannt – aus den damaligen deutschen Ostgebieten rekrutierten. Auf der Basis von Zeitzeugeninterviews und der Auswertung von Archivbeständen, zeitgenössischen Periodika sowie literarischen Werken wird ein breites Panorama des gesellschaftlichen Wandels im ländlichen Raum in der Nachkriegszeit entfaltet. Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich dabei bis in die 1950er-Jahre, als die – zunächst